

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Weitbrecht, Carl: Schwerfällig

urn:nbn:de:bsz:31-62042

jede Lerche acht, ob es nicht dieselbe Lerche war; aber erst als sie ganz alt geworden, sich einmal Abends niedergelegt hatten, sahen sie dieselbe im Traume mit demselben hellen Gesange über ihren Köpfen wirbeln und wachten des andern Morgens nicht wieder auf.

Als die andern Bauersleute von dem Glücke hörten, das unsre beiden Leute gemacht hatten, konnten sich die meisten vor Neid gar nicht lassen. „Ei“, rief der Eine, „da muß doch gleich eine alte Wand wackeln“; dem fiel aber kurz darauf das Haus ein. Ein anderer sagte: „I, da schlag doch das Wetter drein“; dem schlug bald darauf der Blitz ins Haus, daß es abbrannte. Einer sagte: „Na, das hol' der Fuchs!“ Dem fraß der Fuchs alle seine Hühner. Der Pfiffige darunter aber, der zugleich der Gezigste war, dachte, ich will dem Wünschelmännchen aufpassen, vielleicht kann ich auch mein Glück machen. Er sah nun alle kleinen Leute mit grauem Hocke darum an, ob nicht eins das Wünschelmännchen wäre; aber es wollte immer nicht recht passen. Endlich, als er einmal Abends heimkehrte, sah er ungefähr auf derselben Stelle, wo unser Bauer das Wünschelmännchen angetroffen und die er sich hatte zeigen lassen, ein Männchen von kleiner Statur in grauem Kittel sitzen, mit einem Sacke neben sich. Halt, dachte er, das könnte wohl das Wünschelmännchen sein, ging also darauf zu und suchte es auszuforschen. Der kleine Mann gab sich als einen armen Scherenschleifer zu erkennen, der jetzt mit Schleifsteinen im Lande herumziehe, um sie zu verkaufen. Das Geschäft ginge aber schlecht; den ganzen Tag habe er den Sack voll schwerer Steine getragen und nichts verkauft; der Bauer möchte ihm doch ein paar Steine abkaufen, damit er wenigstens seine Herberge im Dorfe bezahlen könne. „Sind die Steine aber auch gut?“ fragte der Bauer listig. „Alle wie Gold“, sagte der kleine Mann, „je mehr Ihr dafür bezahlt, desto besser sind sie.“ Nun dachte der Bauer: „Es ist richtig, die Steine sollen sich in Gold verwandeln, wenn ich sie mir erst habe, und mir das Männchen zum Freunde mache.“ Also sagte er zum kleinen Manne: „Wenn die Steine wirklich gut sind, kaufe ich Euch den ganzen Sack ab; aber Ihr müßt mit mir nach Hause kommen, hier habe ich kein Geld; und weil Ihr müde seid, will ich selber den Sack bis dahin tragen.“ Der kleine Mann verwunderte sich über diese große Gefälligkeit; aber es war ihm schon recht, und so gingen sie zum Hause des Bauern, der unter der Last keuchte, indes der kleine Mann, vergnügt, seine Last und seine Waare auf einmal los zu werden, nebenher trippelte. Zu Hause angekommen, ließ der Bauer dem kleinen Manne das Beste, was im Hause war, aufstischen, und fragte dann nach dem Preise der Steine. „Nun“, sagte dieser, „wenn Ihr mir für jeden einen Dukaten gebt, so werdet Ihr und ich ein feinreicher Mann, auch braucht Ihr bloß zu wünschen, und ich schaffe Euch noch mehr für diesen Preis.“ Richtig, dachte der Bauer wieder, das ist das Wünschelmännchen, denn er spricht von Wünschen, und sagte: „Gut, Ihr sollt einen Dukaten für jeden Stein haben, wenn Ihr mir noch einmal versichern könnt, daß sie alle wie Gold sind.“ „Natürlich“, sagte der Kleine, „wenn Ihr sie mir mit Golde bezahlt.“ „Dann wünsche ich aber auch“, fuhr der Bauer fort, „das Gold dafür gleich morgen zu finden.“ „Versteht sich“, sagte das Wünschelmännchen, „Morgenstund hat Gold im Mund.“ Der kleine Mann meinte immer noch, es sei Alles bloß zum Spasse. Aber der Bauer ließ

den Sack ausschütten, brachte ein Säckchen mit Dukaten herbei, und bezahlte dem kleinen Mann Stück für Stück mit einem Dukaten. Dieser konnte sich zwar nicht genug darüber wundern, meinte aber, seine Steine müßten wirklich einen verborgenen Werth haben, den nur der Bauer recht erkannt hätte, und ärgerte sich nur, daß er nicht für jeden einen Louisd'or gefordert hatte; er ließ sich aber doch den Handel mit der Bemerkung gefallen, daß er eigentlich zu billig verkauft habe. Nun bot der Bauer dem kleinen Manne noch ein Nachtquartier an; aber dieser besorgte, den Bauer könne der Handel gereuen und machte sich mit seinen Dukaten fort; dem Bauern war es auch recht, nachdem er die Steine einmal hatte. Er konnte die ganze Nacht nicht schlafen und stand schon vor Sonnenaufgang auf, um nach den Steinen zu sehen, und siehe da, plötzlich erschienen alle in Gold verwandelt. Vor Freude war er außer sich; aber es war nur eine vergängliche Freude, denn es war eben nur das Sonnen-Gold der Morgenstunde, welches die Steine für einen Augenblick beschien, und statt steinreich war er nur reich an Steinen geworden.



Schwerfällig.

Aus einem Tagebuch von Carl Weitbrecht.

Den 30. Mai.

Und wenn ich der Pfalzgraf bei Rheine wär,
Ich zöge nach Bacharach,
Und wenn alles Andre vertrunken wär,
Behielt ich noch Bacharach.

Gelbveiglein nickt vom Schiefergestein,
Braungolbig der Nußbaum laubt,
Und der Wein geht so glatt und lieblich ein,
Und das Herz an den Herrgott noch glaubt.

Und Thürme und Erker und Siebel fraus
Und Säulwerk und Zinnen am Dom,
Und Werners Kapelle schaut hinaus,
Nothschimmernd hinaus auf den Strom.

Und Ephen rankt und Brombeergesträuch,
Grün silbern funkelt der Rhein —
In Bacharach, das sag ich euch,
Möcht ich Pfalzgraf bei Rheine sein!

Das war ein Jubel droben auf Stahleck, als ich dem jungen Volk diese tollen Verse preisgab! Helmuth hatte sofort eine Melodie dafür zur Hand, und nun sangen sie das Reimzeug mit einem Eifer wieder und wieder, daß ich schließlich selber mitsang und ich mich so toll geberdete wie sie.

Eigentlich war mir's keineswegs so zu Muth, und ich habe wieder einmal der Behauptung, daß ich ein lustiger Kerl sei, neue Nahrung gegeben, so grundfalsch

sie, beim Licht betrachtet, ist. Ich und lustig! Ein schwerfälliger, überernster, schwarzgalliger Bursche bin und bleibe ich im Grunde, so leicht ich mich auch auf Stunden dem holdesten Blödsinn hingeben kann, wenn ich einmal wieder unter die liebe Jugend gerathe, welche ihrerseits mich gar zu gern für Jhresgleichen nimmt. Nun, die paar Jahre Altersunterschied würden ja nichts verschlagen!

Da hat sie mich wieder aufgestöbert, die heitere Bande von Malern, Studenten, Architekten und Gott weiß was für Besessenen sonst, die jedes Frühjahr, ehe das Touristengesindel den Rhein befährt, sich auf eine Weile in Oberwesel einnistet.

Und ich selbst sah natürlich auch schon wieder in meinem Steeger Thälchen hinter Bacharach, ließ mir den Dunkelrothen schmecken und besann mich, wofür ich auf der Welt sei. Zum Afrikareisenden glaubte ich mich ja schon als Knabe bestimmt und brachte diese Idee seither nicht aus dem Kopfe. Studien hätte ich nun genug dafür gemacht, unabhängig genug war ich leider Gottes auch — es kräht ja kein Hahn in Deutschland nach mir — aber den endgiltigen Entschluß fand ich bisher immer noch nicht. Ich grübelte mir immer wieder eine schöne Reihe von Gründen zusammen, um mir meinen Plan für Unsin zu erklären zu können. Mein Tagebuch enthält hübsche Aften darüber. Heuer habe ich, seit ich in Steeg bin, noch kein Wort in denselben verbrochen und jetzt bin ich endlich so weit, daß ich urbi et orbi, will heißen, der närrischen Jugend in Oberwesel, verkündigt habe: ich werde nächste Woche nach London reisen, um dort erste Vorbereitungen zu einer Afrikareise zu treffen. Da haben sie mir nun heute das Abschiedsfest in Bacharach gegeben, obwohl eigentlich keiner glaubt, daß ich Ernst machen werde, und jeder hofft, mich übers Jahr wieder hier zu finden.

Nur Helmuth scheint diesmal dran zu glauben. Er ist eigentlich auch der Einzige unter dem ganzen jungen Volk, den ich herzlich gern habe. Der frische Bursche hat mir's angethan, so oft ich mich auch frage: was ist denn eigentlich an dem Menschen? Ein tüchtiger Maler wird er doch nie, dazu hat er viel zu viel Musikneigung, und um ein ganzer Musiker zu werden, dafür ist er wieder zu sehr Maler! Aber ein herzener Mensch ist er, und wenn er's zu nichts Anderem bringt, so wird er einmal noch ein tüchtiger Landwirth auf seines Onkels Gut — am Ende kommt er ja in allen Sätteln zurecht, der flotte Reiter. Ich sagte ihm heute so etwas, da legte er mir die Hände auf die Schulter, sah mir so von oben herunter — er ist ja gut einen Kopf größer als ich — lächelnd aber doch mit eigenthümlichem Ernst in die Augen und sagte: „und Du, Alter? In welchem Sattel wirst Du Dich am Ende festsetzen?“ „In einem Kameelsattel wömmlich!“ gab ich lachend zur Antwort und schüttelte ihn ab. Er wollte etwas erwidern, da kamen Andere dazwischen. Ich glaube, der gute Junge hat Sorge um mich und denkt reifer, als man ihm ansieht.

Als das junge Volk gegen Sonnenuntergang mit Singen und Johlen sich in die Nachen gesetzt hatte und rheinabwärts schwamm — sie wollten mich durchaus mitnehmen, um im „goldenen Pfropfenzieher“ den Abschiedsspektakel fortzusetzen, ich blieb aber bei meinem quod non — da machte ich mich langsam auf den Weg nach Steeg zurück, wollte wie gewöhnlich über die Bernerskapelle und Stahleck gehen. Aber es kam anders. Wie ich die Treppen vom Dom heraufsteige, steht Sigrun an einem Pfeiler der Berners-

kapelle — Sigrun heißt sie nun einmal für mich, ihr Vater hat sie etwas spießbürgerlicher taufen lassen. Sie war mit ihrer Tante und dem kleinen Vetter von Lorch herübergefahren, um den Abend in Bacharach zu genießen. Sie sah mich zuerst nicht, sie schaute rheinabwärts den Schiffen nach, die dort gegen Caub um die Ecke bogen. Ihre Gestalt hob sich leicht und scharf zwischen dem röthlichen Mauerwerk von der dunklen Felswand dahinter ab, ihre Hand spielte mit einer Brombeerranke. Sie war schöner als je, und lieber als je hätte ich sie heute vermieden. Sie bringt mich noch um mich selbst, wenn's so fortgeht, wie in den letzten Wochen — aber es muß ein Ende werden! Wer soll sie nicht lieben, wenn er sie so kennen lernen darf wie ich? Nun ja, ich gestehe mir's ja: ich liebe sie. Aber ich fürchte den Wunsch, sie besitzen zu wollen. Dazu gehörte ein fester Herd, und den giebt's nicht für mich. Schon der Gedanke daran und an all das Taufenderlei drum herum, macht mir Angst. — Sie soll glücklich werden mit einem andern, wenn sich einer findet, der ihrer würdig ist. Warum auch nicht? — Derartiges habe ich mir wieder vorgesagt und wollte mich seitwärts drücken. Aber schon hat sie mich bemerkt und kommt auf mich zu, sie giebt mir so die Hand wie immer, so ruhig herzlich, sie schaut mich wieder an mit dem Blick, dem ich nicht ausweichen kann, und beginnt zu plaudern so natürlich und einfach, wie wenn gar nichts wäre, so leicht hin von dem und jenem — und doch in Allem Gemüth, Geist, eigenartig vertiefte Anschauung von Menschen und Natur, von Kunst und Welt, im Gleichgiltigsten noch Grazie, Feinheit — — und ich, der Narr, stehe wieder da mit ihr und plaudere auch, und das Herz wird mir wieder warm und weit und gut und gläubig — ich denke an nichts, nicht an Vergangenheit und Zukunft — ich plaudere eben mit ihr und schaue hinunter auf den Rhein, hinüber auf Berg und Burg und Fels, um welche schon Dämmerung spinnen will — ich nehme ihr die Brombeerranke aus der Hand und winde sie ihr um den Hut — das steht ihr reizend — sie lächelt und plaudert weiter. Und da kommt die Tante und freut sich harmlos, mich zu sehen, und der Vetter kommt mit einem mächtigen Gelbweigelstrauß dort hinten am Fels heruntergerutscht und meint, ich müsse mit nach Lorch hinüberfahren, und die Tante und Sigrun finden den Gedanken gar zu hübsch — und ich fahre mit. Im Nachen wird die Unterhaltung stille — ich sitze mit Sigrun auf derselben Längsbank — sie hat den Handschuh ausgezogen und läßt die Hand über Bord ins Wasser hängen — ich sehe immer auf die Hand und weiß nicht, was ich denke — auch meine Hand gleitet ins Wasser — die Hände berühren sich leicht, dann drücken sie sich — ich ziehe die meine langsam heraus und greife nach der Stirn, ob da drin noch alles richtig ist — Sigrun plätschert im Wasser weiter und lächelt vor sich hin, dann erhebt sie nach und nach den Blick und sieht mich an — da stößt der Nachen an der Landstelle auf und mir fällt plötzlich ein dringendes Geschäft ein, ein wichtiger Brief nach London, der heute Abend noch zu erledigen ist; ich helfe den Damen heraus und überzeuge sie mit viel Worten, daß ich sofort wieder zurückfahren muß — die Tante schilt mich einen vergeblichen, unzuverlässigen Menschen und der Vetter schwächt etwas von einem Steinkauz, den er im Käfig habe und mir zeigen wolle. Sigrun sagt nichts, sie zeichnet mit dem Sonnenschirm Figuren in den Sand — nun also: Gute Nacht! Auf Wiedersehen morgen!

— und da sitze ich wieder im Nachen und der Schiffmann stößt ab. — O Sigrun! O ich Narr, ich Jüngling!

Der Brief nach London ist noch nicht geschrieben, er hat auch Zeit bis morgen. Aber auf Stahleck bin ich die halbe Nacht im Mondschein gestanden und habe nach Lorch hinübergesehen, bis alle Lichter drüben und in Bacharach drüben erloschen waren, dann bin ich langsam hierher, nach Steeg gegangen und jetzt geht's gegen Morgen und in meinem Tagebuch habe ich Seiten vollgeschrieben, wie wenn ich zum erstenmal an dem Geschäft der Tagebuchführerei wäre. Aber es ist gut so, ich bin jetzt wieder objektiver Betrachtung fähig und es bleibt dabei, es muß ein Ende werden.

Zuletzt, wenn ich auch von allem Andern absehen wollte: wir lieben uns, aber heirathen ist ein ander Ding! So im Alltagsleben mit ihr zusammen, in seinen Kleinigkeiten und Widerwärtigkeiten — nun ja, man sagt, die Liebe überwindet viel, aber es möchte auch Dinge geben, welche die Liebe überwinden! Und wenn's nichts Anderes ist, als daß der Duft weggeht — der Duft von ihrem Bild? Nein, der soll mir bleiben, wenn alles Andere zerfliehet!

Also fort, nach Afrika! Sigrun weiß, daß das meine Absicht ist — ob sie an den Ernst derselben glaubt? Ich denke wohl, sie glaubt mir ja alles. Also ist's gut, sie muß das Scheiden schon in Rechnung genommen haben.

Wenn nur der Händedruck nicht wäre! Diese Rheinwellen, diese Hezen- und Nixenwasser!

1. Juni.

Nun auf und fort! Mein Koffer ist gepackt, das Tagebuch soll auch noch hinein, besser ließe ich's den Rhein hinunterschwimmen. Doch wer weiß, wo es hängen bliebe. Und in Afrika lese ich doch vielleicht manches gern wieder. Also auch noch das Lied vom Scheiden aufgezeichnet!

Gestern war ich in Lorch. Ich stand mit Sigrun an einem Fenster im obern Stock. Wir waren allein und sahen schweigend auf den Rhein hinaus. Da nahm ich das Herz in beide Hände und sagte ihr alles gerade heraus. Sie zittert, sie schaut mich wie stehend an — aber nun leuchtet's in ihrem Auge auf so taghell, so groß und klar: „Sie haben Recht!“ sagt sie, „wir müssen scheiden! Aber was uns bleibt, ist rein und gut — und Liebe ist's doch!“ Ich fasse ihre Hände, ich küsse ihre Augen, sie lehnt sich an mich und eine herbe Thräne quillt unter den geschlossenen Augenlidern hervor. Dann richtet sie sich hoch auf und schaut mich voll an: „nun leb wohl, lieber Freund! Sigrun vergißt nicht! Und es war doch schön!“

Es war gut, daß sie mich selber mahnte — weiß Gott, ich war im Begriff, schwach zu werden und zu bleiben.

Nun ist's vorüber. Es ist so recht gut leer und dürr in mir, ganz die rechte Verfassung für einen Afrikareisenden.

„Sigrun vergißt nicht!“ Und ich? — Auf und fort!

Wieder 30. Mai.

Da bin ich wieder nach Jahresfrist, der rechte Peter aus der Fremde! Zwar meine Schuld ist's nicht, ich habe mich in London redlich umgethan, aber die Verhältnisse wollten sich nicht ordnen. Uebers Jahr soll's werden. Für heuer nach Berlin. Will mir nicht recht ein, ich mag das Berliner Geräusch nicht. Doch

was schadet's? Ich werde arbeiten und mich wenig um Anderes kümmern.

3. Juni.

War in Oberwesel. Es hat sich diesmal noch keiner von der ganzen Bande gezeigt, der „goldene Pfropfenzieher“ ist eingegangen, die Jahreszeit ist heuer noch wenig frühlingmäsig, am Ende kommt das Volk gar nicht mehr, was mir schon recht sein kann. Ich glaubte, ich könnte es nicht mehr mit ihnen wie früher, ich werde ordentlich älter. Ueberdies wird ja Helmut diesmal jedenfalls wegbleiben, er sitzt im Süden fest.

4. Juni.

In Lorch bin ich noch nicht gewesen. Ich glaube, ich gehe gar nicht hinüber; ich muß sonst nur mit Sigruns Verwandten von ihr reden, und das würde mir schwer gehen. Ich spinne mich in Steeg im alten Nest ein und lasse mir zuweilen noch den Ofen heizen. Voriges Jahr war's doch ein anderer Frühling! Heute früh lag Reif auf dem Gestrüpp in der Wernerskapelle, als ich meinen Morgen Spaziergang dorthin machte.

15. Juni.

Nun ist der Frühling da oder eigentlich schon der Sommer. Wie die Heben mit einemale treiben! Wenn's so fortgeht, wird der Herbst gut werden.

Aber jetzt wird mir's zu schön, ich werde unruhig und weiß nicht recht, warum. Ich kann die vielen Rosen nicht sehen, die überall um die Felsen ranken, sie machen mich weich, gefühlig. Gestern habe ich mich über dem Gedanken ertappt, nach Lorch hinüber zu fahren und mich nach Sigrun zu erkundigen. Ueberdem ist mir heute der erste Engländer aufgestoßen, und wenn ich nach Berlin will, ehe die größte Hitze kommt, ist's Zeit.

Also wieder fort! Leb wohl, guter Winkel im Steeg! Siehst mich schwerlich wieder.

28. Septbr.

Habe hier in Gotha zu thun. Petermann und Perthes sind recht liebenswürdig und zuvorkommend.

Gestern kam ein Brief von Helmut. Er sitzt in der schwäbischen Wein- und Handelsstadt am Neckar bei Verwandten und will, ich soll auch dorthin kommen und die Herbstfeste mitmachen, die höchst originell seien. Mein Geschmack ist das nun gerade nicht, und wenn ich die verschiedenen närrischen und krausen Andeutungen in seinem Brief recht verstehe, so hängt er im Schwabenland in Liebesbanden, ist also für mich kaum zu haben.

Zimmerhin würde mir's wohlthun, den guten Gesellen wiederzusehen: ich spür's, ich bedarf der Auffrischung, mein Gemüth verschrumpft. Nur in einem hintersten Winkel ist noch Leben — „Sigrun vergißt nicht!“ Ich auch nicht.

10. Oktbr.

O alter Narr, wohin bist Du wieder gerathen! Da bin ich richtig in der Neckarstadt, die wundervoll im schönsten Herbstdusse zwischen Fluß und Weinbergen und Waldhügeln liegt und von Herbstnarretei überschäumt wie Köln vom Fasching. Und nicht nur Helmut ist hier, sondern ein gutes Drittel der ganzen verruchten Bande hat sich hier Stelldichein gegeben. Und da soll ich nun wieder mitthun als der lustige Gesellschaftsontel der Herren, und spür's deutlich, es will nicht mehr gehen. Der kleine Knirps, der Architekt, hat mir's auch schon unverholen gesagt, ich beginne ein Philister zu werden. Und nun gar in diesem

Herbsttreiben! So toll wie hier sind sie am Rhein drunten nicht, und dort verstehen sie's doch auch, im Herbst lustig zu sein. Ich hätt's nicht gesucht bei den schwerfälligen Schwaben — doch sind sie ja hier eigentlich Franken! Ich selbst komme mir dabei vor wie der viereckigte Schwabe und besinne mich zur rechten Zeit, daß ich mütterlicherseits gut schwäbisches Blut in den Adern habe.

Schön! Machen wir die Narrheit mit, so gut es geht.

11. Oktober.

Helmuth ist richtig verliebt und zwar bis über den Schoß, wie mir scheint. Der gute Bursche — ich glaube, es geht tief bei ihm, so närrisch er sich äußerlich gebärdet. Ich wünschte ihm alles Glück; eine echte Liebe kann ihm gut thun.

Wer die Holde ist, die den Schmetterling zu fesseln mußte, hat er mir noch nicht gestanden. Morgen bei dem großen Hauptfest des Herbstes soll ich sie kennen lernen, hat er mir versprochen. Bin begierig.

12. Oktober.

Kühle tiefe Sternennacht. Unter meinen Fenstern steigt der Nebel aus dem Fluß, der dicht am Gasthof vorbeifließt, auf der Brücke drüben glösten die Laternen, in der Ferne knallt da und dort noch ein verspäteter Schuß.

Sei ruhig, alter Afrikafahrer! Erhebe dich zu deiner beliebten Objektivität und versuche eingehend, als schreibst du einen Roman, ihn zu schildern, diesen Abend voll bacchantischen Unsinns, voll Herzensqual und Reue, voll Liebe und Wahnsinn!

Eine halbe Stunde vor der Stadt, mitten in den Weinbergen liegt die Wiese, auf der sie ihre Herbstfeste begeben, die Phäaken der Neckarstadt. Schon am frühen Nachmittag strömten sie hinaus, wir mit. Bewimpelte Masten, mit Tannenreis und lustigen Zinschriften gezielte Pforten empfangen die Gäste, Tisch an Tisch ist in der Mitte der Wiese aufgeschlagen, daneben Musiktribüne und Tanzplatz, eine Obstbaumallee als Promenade, seitwärts gegen die Weinberge hin Vorbereitungen für großes Feuerwerk. Dort knallen und puffen die Buben schon lustig, Familien und Freundeskreise suchen sich ihre Tische, man grüßt Bekannte im fröhlichsten, zwanglosesten Ton, an den Schenkbuden wird ein vortrefflicher Wein in Gläsern von unglaublicher Größe geschenkt — meine tolle Jugend erweist sich nicht spröde gegen dieselben. Nachdem wir uns eine Zeit lang bald hier bald dort ungetrieben, diese oder jene Gruppe gemustert, setzen sich die Oberweseler an einen Tisch zusammen. Helmuth nimmt mich beiseite:

„Ich will Dich mit meinen Verwandten bekannt machen, die eben angekommen sind — auch sie ist bei ihnen!“ flüstert er. Er führt mich zu einem Tisch, er stellt mich vor, und aus der zuvorkommend mich begrüßenden Gruppe tritt — Sigrun. Helmuth stutzt und hält in der Vorstellung inne, wie er sieht, daß wir uns kennen — sie geht auf mich zu, sie reicht mir die Hand, ruhig herzlich wie vormals, ihr Auge blickt lieb und gut und ihr Mund beginnt wieder zu reden, schlicht und einfach, warm und fein wie nur je. Ich mache einen Augenblick eine hölzernen Figur, ich muß mich erst sammeln — doch es gelingt mir bald unter dem Zauber ihrer Rede und dem Eindruck der ehrlichen Liebenswürdigkeit, mit welcher die ganze Gesellschaft mich wie einen Längstbekannten aufnimmt. Es wird geschwätzt und gelacht, gefragt und erzählt. Helmuth bringt seine andern Freunde herbei, und der große lange Tisch, an

dem wir sitzen, ist bald der lustigste in der ganzen lustigen Umgebung.

Nun geht's gegen Abend, nun beginnt die Musik und in das junge Volk kommt Unruhe. Mit leuchtenden Augen und sprudelndem Uebermuth führt Helmut Sigrun von meiner Seite zum Tanz. Ich starre ihnen nach, mechanisch murme ich: „ein schönes Paar!“ Sigruns hohe Gestalt wird noch weit überragt von der ihres Begleiters, dessen jugendliche Schlankheit, seit wir uns nicht mehr gesehen, männlichere Kraft gewonnen hat. Ich komme mir klein vor, zwerghaft, wie ich die Beiden gehen sehe. Der Herr Regierungsrath, der Vetter Helmuths, verpflichtet mich in ein interessantes Gespräch, er ist ein geistreicher Mann, voll Wit und Laune, wir kommen ins Feuer, eine Weile sprühe auch ich von Geist und Wit, wie mir dünkt — ohne daß ich ihr Kommen beachtet hatte, sitzt Sigrun wieder neben mir und hört uns zu. Sie stützt den Kopf in die feine Hand, sie lauscht aufmerksam her und doch richtet sie manchmal die Augen ins Unbewußte, so wie wenn andere Gedanken sie beschäftigten. Ich bemerke es, ich werde stumm und stummer, der Regierungsrath wird von Bekannten in Anspruch genommen, Sigrun beginnt mit mir zu plaudern, ich lasse sie reden, ich höre ihr zu — ich weiß nichts zu erwidern. Wovon soll ich reden? Was ist in meinem Leben vorgegangen? Nichts von Bedeutung! Die paar Unruhen des Außenlebens sind bald gezeichnet, sie nimmt herzlichen Antheil daran, aber das Thema ist bald erschöpft. Im leichten Gesellschaftslandern war ich nie ein großer Held — und heute will mir's vollends gar nicht gelingen. Sigrun selbst spricht wieder, ich höre mit dem alten Entzücken, aber ich höre nur mit halbem Ohr: ich lausche einwärts in mich selbst, ich horche, ob denn alles Frische, Lebendige in mir stumm geworden sei, ob der dürre leere Ernst, das schwerfällige Streben, die wissenschaftliche Verbohrtheit der einzige Inhalt meines Innern geworden sei? Ach nein, noch etwas ist darin, aber es verbirgt sich scheinbar: die Thräne, die ich einst von Sigruns Aug' geküßt, brennt auf einmal wieder herb auf meine Lippen — aber davon kann ich doch nicht reden! Ich fange an, von meiner Wissenschaft zu reden, Sigrun beginnt mit Aufmerksamkeit zu lauschen — aber wie dumm, wie schwerfällig, mit einer Dame von Wissenschaft zu reden hier beim Herbst der Phäaken! Nach dem ersten Satz spreche ich wahrhaftig so hölzern wie noch nie — nun flammt es uns zur Seite auf — es ist dunkel indessen geworden, hier und dort haben sich schon Pechfackeln entzündet, es wurde weiter getanzt — nun knistert's dort rechts in einer der mit Tannenreis umkleideten, wimpelgeschmückten Tonnen Säulen, Flammen schießen oben und seitwärts heraus, verschwinden wieder, dicker Qualm steigt oben auf und aus ihm schlägt plötzlich die helle Loh, weithin die Umgebung erhellend. Jubelrufe erschallen, die jungen Paare eilen zum Tanz um die lodernde Feuersäule.

Mein kleiner Architekt kommt und holt Sigrun. Ich folge langsam, im Schatten eines Baumes sehe ich in das grellbeschienene Gewühl der Tanzenden. Mein Auge sucht Sigrun vergebens, das Licht der Flammen blendet, und die Paare wirbeln in verwirrendem Wechsel. Ich wende mich zur Seite, im Schatten neben mir steht Helmuth. Auch er schaut mit verchränkten Armen dem Tanze zu, die Lippen fest aufeinander geschlossen. Meine Bewegung läßt ihn zu mir herantreten, er kommt auf mich zu und legt schweigend den Arm um meine Schulter. „Warum tanzest Du nicht?“ frage

ich. Er zuckt die Achseln. „Du liebst Sigrun?“ frage ich. „Wen?“ giebt er befremdet zurück. Ich nenne ihren wahren Namen. Er nickt. „Und sie?“ frage ich. „Ich weiß nicht!“ antwortet er; dann schweigt er wieder. Nach einer Pause fragt er: „Und Du?“ „Was habe ich dabei zu thun?“ ist meine Antwort, und da er noch einmal seine Frage wiederholt, lache ich und sage: „Was willst Du, lieber Junge? Was gehen Dich alte Geschichten an? Geh' und tanze mit Sigrun! Wenn ich von Afrika zurückkomme, magst Du mich wieder fragen.“ Er schaut mich einen Augenblick starr an, dann umarmt er mich stürmisch und eilt davon. In Kurzem sehe ich ihn mit Sigrun um das Feuer schweben — „ein schönes Paar!“

Ich stehe wieder drüben beim Regierungsrath. Der Tanz hat eine Pause gemacht, das große Feuerwerk prasselt im Hintergrund, man schaut und ruft: „Ah!“ und klatscht, die Feuerbündel schießen an dem dunkeln Nachthimmel empor, versprühen, zerstäuben in farbenflimmernden Lichttropfen, Rauch qualmt darüber und wird wieder überflammt von glühendem Scheine. Ich starre darenin, ich denke nichts, ich bewundere mechanisch mit den Andern. Das Feuerwerk prasselt zu Ende — dort tanzen sie wieder um die zweite Feuersäule, hier beginnen sie zu singen — da schiebt sich Sigruns Arm in den meinen, sie fordert mich zu einem Gang auf durch die lampnerhellte Obstbaumallee.

Wir gehen eine Weile schweigend, mir ziehts durch Kopf und Herz: „Sigrun vergißt nicht!“ Aber dort drüben sieht Helmut — Sigrun plaudert wieder, lieb und fröhlich, an meinem Arme gehend, ihre Schulter hat dieselbe Höhe wie die meinige — daß mir das zum erstenmal auffallen muß! Und dort drüben geht Helmut mit einem Freunde — er sieht uns nicht, aber ich sehe ihn, seine hohe kräftige Gestalt, ich höre die Beiden schwatzen, lachen, hell, frisch und selbstbewußt — und wie ich eben glaube, den rechten Ton gegen Sigrun wieder zu finden, da überkommt mich aufs neue der räppische Ernst, ich schweige und höre, was Sigrun redet. Sie redet von dem Glück, das sie heute empfinde, mich wieder zu sehen, sie redet Worte der liebevollsten Theilnahme für all mein Ergehen, sie redet Worte mit einem Ton, wie ich nur ihn dort an der Wernerskapelle gehört. „Sigrun vergißt nicht!“ klingts in mir, aber ich gebe einfühlige nichtstägende Antworten.

„Ich habe auch nicht vergessen — und ich war ein Thor — und sei mein!“ möchte ich laut herausschreien — aber dort geht wieder Helmut, groß, stolz und fest — ich krümme mich innerlich zusammen, ich richte mich zornig auf in dem Trost meines Wissens, meines Könnens, meines Werthes, aber meine Schultern werden nicht höher dadurch, mein Mund nicht beredter, mein Sinn nicht leichter. Und nun beginnt Sigrun selbst von Helmut zu reden, sie weiß so viel Liebes und Gutes und Nützenswerthes von ihm zu sagen, und ich beginne lebhafter zu sprechen, indem ich das alles bestätige. Wir reden lange von ihm, plötzlich wird Sigrun still, sie schaut mir im Halbdunkel ins Auge, ich lese eine traurigste Frage in ihrem Blick und ich — ich Narr der Narren sehe sie ebenso traurig an und schweige. Wir gehen zu den Andern zurück. —

13. Oktober.

Eben bricht die Sonne durch die herbstlichen Morgennebel, dort drüben auf der Straße sprengt Sigrun zu Pferd mit Helmut dahin — gegen Mittag erwarten sie meinen Besuch bei Regierungsraths.

Ich könnte ihn jetzt hassen, diesen Helmut, hassen wie meinen Todfeind! — Halt einmal, Alter, sei ehrlich und schäme dich! Haße dich selbst, wenn's je gehaßt sein muß. Doch auch das wäre Thorheit — selbst du hast das Recht, zu sein wie du bist. Was daraus folgt, mußt du tragen.

Ich habe mich bejammert. Sigrun ist noch frisch und jung — ich bin rauch — alt geworden oder nie jung gewesen! Gott vergelt's meinen Schulmeistern! Helmut ist Sigruns würdig: ich will gründlich aus dem Wege gehen, dann muß das Glück noch kommen für diejenigen, welche es zu fassen wissen. — In einer halben Stunde geht ein Zug, der mir paßt.

(Ohne Datum.)

Nach matt und mit Noth nach Sanibar zurückgeschleppt. Nicht weit gekommen. Unglück aller Art und mein Körper der Anstrengung nicht gewachsen. Hier Briefe aus der Heimat, will dagegen meine Tagebücher hinschicken, so lange die Kraft noch vorhält. Helmut's Liebe hat endlich gesiegt, Sigrun hat's ihm schwer und lang genug gemacht.

Vergessen hat sie drum nicht, es ist nur ein ander Gedenken geworden.

Mein Gedenken wird bald erlöschen, ruhmlos, glücklos geht es zu Ende — was ist's weiter? Werde glücklich, Sigrun! Du tannst es — ich konnte es nicht.

Die Pulse jagen dem Ende zu,
Todmatt und fiebereilig,
Vergessen alles sonst — nur Du
Bleibst meinem Herzen heilig.

Das Schwedenkübchen.

Eine Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges von M. Barad.

Etwa zwei Stunden von Freiburg im Breisgau, unfern des Eingangs in das reizende Münsterthal, eines der schönsten Thäler des romantischen Schwarzwaldes, liegt das kleine Dörfchen Kirchhofen. Halbversteckt blickt sein niedriger Kirchturm aus den dicht belaubten Rebhügeln hervor, als wolle er sich umschauen nach den zahlreichen benachbarten Ortschaften, deren Namen besonders in den Ohren der Weinliebhaber einen guten Klang haben, denn hier ist der Beginn des gesegneten Landstriches, der den vortrefflichen „Markgräfler“ erzeugt, — ganz in der Nähe liegt das Städtchen Müllheim, von welchem einst der gemüthvolle alemannische Dichter Hebel im Dialekte jener Gegend sang:

3 Müllen an der Post,
Tusigsappermost!
Trinkt mer nit e gueter Wi!
Gohr er nit wie Baumöl i,
3' Müllen an der Post!

In unmittelbarster Nachbarschaft auch liegt das freundliche Städtchen Stauffen mit den Ruinen der uralten Stauffenburg, welche von einem der niedrigeren Borberge herabgrüßen, während im Hintergrunde die gewaltige Kette der Münsterthäler Berge sich erhebt mit den als herrliche Aussichtspunkte wohlbekanntem riesigen Häuptern des Erzlastens, des Belchen und des Blauen.

Unter allen den blühenden Ortschaften, die hier zusammengedrängt in den sich verflachenden Ausläufern der Schwarzwaldberge liegen, ist Kirchhofen wohl eine der unbedeutendsten, denn es zählt nur einige